

Vorwort

Die Idee, eine Einführung in die sozialwissenschaftliche Militärforschung zu schreiben, entstand vor nicht langer Zeit am Frankfurter Institut für Sozialforschung und wurde bald in Zusammenarbeit zwischen weit auseinander liegenden geografischen Standorten (in den Vereinigten Staaten und Deutschland) und nicht ganz so weit voneinander entfernten Disziplinen (Politikwissenschaft und Soziologie) verwirklicht. Fertig gestellt an der Harvard University und der Universität Gießen, vereint der Text unterschiedliche Perspektiven auf einen schwierigen Gegenstand, von dem wir hoffen, das er in Zukunft über den engen Kreis von Rüstungsexperten und Militärhistorikern hinaus auf ein verstärktes Interesse trifft.

Das Buch nimmt kaum Stellung zu aktuellen Fragen von Krieg und Militär, möchte jedoch allen, die Stellung beziehen, einen Leitfaden zur Einarbeitung in dieses komplexe, in Deutschland weithin vernachlässigte Untersuchungsfeld bieten.

In den USA bedanken wir uns bei Michael Ignatieff, Kelley Friel und Sarah Sewell von der Harvard University für viele Anregungen, Hintergrundinformationen und Diskussionsbeiträge. In Deutschland danken wir Ludwig von Friedeburg sowie Angela Dunker, Andreas Hüllinghorst und Mechtild Manus, die das Manuskript als Erste gelesen haben. Dank gebührt nicht zuletzt der VolkswagenStiftung, die einen großen Teil der Arbeit an dem vorliegenden Buch (von Volker Heins) unterstützt hat.

Im Mai 2004
Volker Heins, Cambridge/USA
Jens Warburg, Gießen

Einleitung.

Zur Wiederentdeckung eines vernachlässigten Themas

Ungeachtet der Kriege auf der Welt, die immer wieder unsere Aufmerksamkeit beanspruchen, kümmern sich die Sozialwissenschaften, aber auch Journalisten und Kulturvermittler aller Art auffallend wenig um die Struktur, die Rolle und den Wandel militärischer Institutionen in den Gesellschaften der Gegenwart. Das Feld wird stattdessen populären Thesen überlassen, die überall – in Computerspielen, der Alltagssprache, auf Schulhöfen und in Hitparaden – Militärisches sehen und vom »Krieg als Massenkultur« reden, ohne dem Militär selbst eine besondere Aufmerksamkeit zu widmen.¹ Dabei fällt auf, dass die Debatte in Deutschland ärmer ist als in anderen westlichen Demokratien, und zwar betrifft dies die Soziologie mehr als die Politik- und Geschichtswissenschaften.

In den vergangenen Jahren ist die Zahl soziologischer Arbeiten zum Thema Krieg und Militär zwar etwas gestiegen, doch sind solche Arbeiten nach wie vor selten.² Stärker als die organisierte Gewalt ist es die unorganisierte und anomische Gewalt, etwa von Jugendlichen in verwahrlosten Vorstädten, die Neugierde weckt. Beiträge zur sozialwissenschaftlichen Militärforschung lassen sich dagegen vor allem an den Rändern der Disziplin finden, von wo aus sie auf Nachbardisziplinen übergreifen. Insgesamt ist der Satz des Soziologen Trutz von Trotha zutreffend, dass Krieg und Militär ein von den Sozialwissenschaften »schändlich vernachlässigtes Gebiet« (Trotha 1997: 36) sind.

Eine Literaturrecherche in der Deutschen Bibliothek in Frankfurt am Main im Jahr 2003 ergab, dass 24.762 Treffer der Sachgruppe Militär angehören. Davon werden 5.363 Erwähnungen der Politik und lediglich 1.097 der Soziologie zugeschlagen.³

Für die gegenwärtig international vorherrschenden soziologischen Theorien ist immer noch die Annahme konstitutiv, dass sich die moderne westliche Gesellschaft durch ihr friedliches Wesen gegenüber anderen Gesellschaftsformen in Raum und Zeit auszeichnet. Diese Annahme ist auch in Ulrich Becks Theorie einer »Zweiten Moderne« wirksam, die in ihrem optimistischen Grundzug an die Modernisierungssoziologie der Nachkriegszeit erinnert, in der Kriege und ihre Akteure als nahezu überwunden galten (vgl. Joas 2000: 250f.). Vor dem Hintergrund dieser disziplintypischen Überzeugungen ist es nicht erstaunlich, dass der gesamte Phänomenbereich wenig beachtet und als Relikt eingestuft wird, wenn auch als ein überaus zähes Relikt. Die systematische Vernachlässigung überrascht jedoch, wenn man bedenkt, welche große Rolle die Beschäftigung mit organisierter Gewalt in der Gründungsphase der Soziologie, etwa im Werk Max Webers, spielte.

Auch heute sind viele Schlüsselbegriffe der Gegenwartssoziologie unverkennbar militärisch geprägt, ohne dass über diese Prägung nachgedacht wird. So hat Michel Foucault seine Zeitdiagnose bekanntlich am Begriff ›Disziplin‹ ausgerichtet (vgl. Bröckling 1997). Der Allerweltsbegriff ›Strategie‹, der durch die Schriften von Bourdieu bis Habermas geistert, ist ebenfalls offenkundig militärischen Ursprungs. Noch in den sechziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts kannte man überhaupt keine andere als die militärische Bedeutung dieses Begriffs, wie Lexikoneintragen zeigen (vgl. Shaw 1990: 468). Andere neuere Konzepte wie der »Kampf um Zugehörigkeit« (Neckel 2003) legen zumindest eine Beschäftigung mit militärischen Institutionen nahe, die bis heute exemplarisch sind für die Produktion von »sozialer Ehre« (Weber 1976: 531) sowie – seit dem Aufstieg der Friedensbewegungen und der teilweisen Rehabilitierung von Deserteuren – von sozialer *Unehre*. Schließlich sei erwähnt, dass es nach dem Zweiten Weltkrieg in den USA die militärsoziologischen Studien von Samuel Stouffer (1949) und seinem Team waren, in denen erstmals empirische Methoden der Massenbefragung und Datenanalyse aus-

probiert wurden. Auch Schlüsselfragen wie die nach dem Verhältnis von Individuum und Gemeinschaft oder nach der Rolle von Kleingruppen für die Motivation von Einzelnen wurden frühzeitig und in exemplarischer Weise von militärnahen soziologischen Forschungen behandelt (vgl. Homans 1946; Marshall 1947; Shils/Janowitz 1948; Stouffer et al. 1949; Merton/Lazarsfeld 1950).

In jüngerer Zeit hat Hans Joas mit Nachdruck und gegen den Mainstream der Modernisierungstheorie festgestellt, dass Militär und Krieg zur Moderne gehören und nicht das Relikt eines längst vergangenen dunklen Zeitalters sind. Er plädiert dafür, die Selbstidentifikation mit der Moderne mit friedlicher Entwicklung aufzulösen und »die Suche nach den Bedingungen des Friedens mit einer illusionslosen Analyse auch spezifisch moderner Tendenzen zum Krieg zu verbinden« (Joas 2000: 84). Auch Wolfgang Knöbl und Gunnar Schmidt stellen mit Blick auf die Vernachlässigung militärsoziologischer Fragestellungen fest, dass sich die »Janusköpfigkeit« der Moderne im systematischen Nachdenken über die moderne Gesellschaft nicht recht niedergeschlagen hat (Knöbl/Schmidt 2000: 7).

Ludwig von Friedeburg hat schon vor Jahrzehnten daran erinnert, dass kurioserweise die Militärsoziologie – anders als die frühe allgemeine Soziologie – zwar militärische Institutionen und Praktiken, nicht jedoch deren Beziehung zur übrigen Gesellschaft in den Blick nimmt (Friedeburg 1977: 205). Was bis heute in Deutschland unter dem Titel der Militärsoziologie betrieben wird, ist selbst in den Augen ihrer Vertreter »jämmerlich« (Lippert 1995). Wie René König bereits 1968 bemerkte, wird die Militärsoziologie »als eine Art angewandte Betriebssoziologie« verstanden (König 1968: 9). Über ihr hängt bis heute das Verdikt, dass sie eine Soziologie für den Dienstgebrauch sei. Die frühe Warnung, dass damit eine »Perpetuierung des esoterischen Charakters von Militärpolitik« und »ein Stück Arkanpraxis« (Friedeburg/Brandt 1966: 11) der vorbürgerlichen Epoche fortgesetzt würde, verhallen weitgehend ungehört. Entscheidend für den Stand der Militärsoziologie, wie sie beispielsweise vom Sozialwissenschaftlichen Institut der Bundeswehr betrieben wird, ist das Erkenntnisinteresse des »Bedarfsträgers«, also des Bundesministeriums für Verteidigung. Die Neugierde dieser Behörde beschränkt sich verständlicherweise auf Problemstellungen, die innerhalb des Militärs selbst, etwa durch ver-

änderte Einsatzziele oder Akzeptanzprobleme in der nichtmilitärischen Gesellschaft entstehen (vgl. Geppert 1998).

Für die Verarmung der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Militär und Krieg ist freilich nicht allein das Interesse des ›Bedarfsträgers‹ verantwortlich zu machen. Unberücksichtigt bleiben bei einer solchen Sicht die spezifisch deutschen Gründe, die dafür gesorgt haben, dass die Untersuchung militärischer Institutionen und Praktiken so gründlich vernachlässigt worden ist. Man kann wohl behaupten, dass nach dem Zweiten Weltkrieg in der Bundesrepublik eine intensive Auseinandersetzung mit den Themen Krieg und Militär auf die wenigsten Sozialwissenschaftler attraktiv wirkte. Dies galt zwar teilweise auch in den USA, besonders in den sechziger Jahren, als viele Soziologen unter dem Eindruck des Vietnamkrieges jede Nähe zum Militär und zu entsprechenden Fragestellungen zu vermeiden suchten. Gleichwohl konnte sich dort frühzeitig eine weitgehend unabhängige Soziologie militärischer Institutionen durchsetzen, die vor allem mit dem Namen Morris Janowitz verbunden ist (vgl. Janowitz 1960, 1964, 1974; Burk 1993). Bereits unmittelbar nach dem Krieg legten führende Soziologen wie Edward Shils empirische Studien vor, die im Laufe des Krieges von den US-Streitkräften in Auftrag gegeben worden waren. Anders in der Bundesrepublik: Nicht der Krieg und das Militär selbst, sondern seine sozialpolitischen Folgen für Familie und Jugend gehörten, neben der Frage nach der Integration von Flüchtlingen und Kriegsheimkehrern, zu den bevorzugten Studienobjekten der deutschen Soziologie. Die breite Abwendung vom Thema Krieg und Militär hielt auch an, nachdem in den fünfziger Jahren die Wiederaufrüstung beschlossen wurde. Militärsoziologische Arbeiten befassten sich allenfalls mit der Sozialpsychologie von Soldaten sowie mit der Frage, wie die Akzeptanz des Militärs in einer kriegsmüden »Industriegesellschaft« erhöht werden könnte. Für die weiter reichende Erkundung der gesellschaftlichen Entstehungs- und Wirkungszusammenhänge von Streitkräften waren diese Arbeiten ungeeignet.

Die Vermutung liegt nahe, dass die anhaltende Abstinenz gegenüber der sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit dem Militär als Reaktion auf jene spezifische Verarbeitungsform der Katastrophe des Zweiten Weltkrieges gesehen werden kann, die Wolfgang Schivelbusch (2001) als »Kultur der Niederlage« bezeichnet hat. Auch die

jüngsten Versuche im Zeichen der Kriege im Kosovo oder in Afghanistan, den Krieg nicht länger als Barbarei, sondern als Kampf *gegen* die Barbarei umzuwerten, haben nicht zu einer erkennbaren Belebung der professionellen Beschäftigung mit dem Militär in Demokratien geführt. Die Diskrepanz zwischen der Aufgeregtheit des Publikums angesichts jedes neuen Krieges und der mangelnden sozialwissenschaftlichen Beschäftigung mit Krieg und Militär ist in Deutschland nach wie vor eklatant.

Wir möchten vor dem Hintergrund dieser Malaise zur Wiederentdeckung eines vernachlässigten Themas beitragen und die systematische Beschäftigung mit militärischen Institutionen und Praktiken in ihrem Wechselspiel mit der Gesellschaft der Zivilisten und ihren Kämpfen fördern. Diese Beschäftigung erscheint uns gerade angesichts der bewaffneten Konflikte, die seit dem Ende des Kalten Krieges – von New York oder Paris aus gesehen – buchstäblich immer näher gerückt sind, von großer Bedeutung. Phänomene wie die Entstaatlichung des Krieges durch global agierende Gewaltunternehmer sind dabei keineswegs nur eine Quelle des Wandels in der Weltpolitik. Ihr möglicher Einfluss auf das Leben in den Großstädten könnte schon bald unsere gesamte Zivilisation verändern. Solche Aussichten legen die Frage nahe, ob wir in einem soziologisch genauen Sinne in einer nach-militärischen Gesellschaft leben oder ob sich lediglich das Gesicht dessen, was lange Zeit als ›Militarismus‹ kritisiert worden ist, verändert. Wie nie zuvor erscheint das Militär in den liberalen Demokratien als ein *Instrument* der nichtmilitärischen Gesellschaft und ihrer politischen Führung – als ein gefügiges Instrument, das sich sogar zur Hilfe für die Opfer von Flutkatastrophen und Wirbelstürmen in weit entfernten Weltgegenden einsetzen lässt. Zugleich sprechen andere Indizien dafür, dass die Gesellschaft der Zivilisten auf neue Art und Weise zur *Ressource* eines seinerseits verwandelten Militärs werden könnte, indem sie diesem neue (etwa ›humanitäre‹) Kriegsgründe, neue Technologien, aber auch neue Fantasiepotenziale bereitstellt.

Die Rückbesinnung auf dieses unterbelichtete Gegenstandsfeld erscheint uns besonders lohnend für Ansätze zu sein, die sich jenseits eindimensionaler Fortschritts- und Modernisierungstheorien auf die Ungereimtheiten und Paradoxien moderner kapitalistischer Gesell-

schaften spezialisieren (vgl. Honneth 2002). Militärische Institutionen sind ein Teil der Gesellschaft, in der sie allerdings eine eigentümlich insulare Stellung einnehmen. Das Militär bewahrt bis heute Merkmale einer entrückten, durch Sonderethiken geregelten Institution, die manchmal ungenau als quasi-feudal bezeichnet wird.⁴ Zugleich sind militärische Institutionen häufig aber auch Vorbilder oder Träger umfassender gesellschaftlicher Modernisierungsprozesse gewesen. Was Max Weber über das »Herausfluten der Askese« (Weber 1986: 119f.) aus den Klöstern im Zuge der Reformation sagte, gilt in ähnlicher Weise auch für die Kasernen des 19. und 20. Jahrhunderts. »Modernisierung« wurde in vielen Gesellschaften wie »Militarisierung« buchstabiert. Schließlich haben wir es mit dem Widersinn zu tun, dass ausgerechnet diejenige Institution, die in höchster Not den Bestand des politischen Gemeinwesen schützen soll, ihren Mitgliedern im Ernstfall Erfahrungen zumutet, die deren Fähigkeit beschädigt, in Friedenszeiten als normale Bürger handeln zu können. Jonathan Shay hat dies in seiner Studie über Vietnam-Veteranen auf den Punkt gebracht: »The painful paradox is that fighting for one's country can render one unfit to be its citizen« (Shay 1994: xx).

All diese für militärische Institutionen kennzeichnenden Spannungsverhältnisse – von modernistischer Schrittmacherfunktion und ostentativer Feudalität, von sozialer Insularität und breitenwirksamer Diffusion, von wertschützender Funktion und Psychopathologie – machen sie in unseren Augen zu einem ganz zu Unrecht vernachlässigten, überaus interessanten Gegenstand der Sozialforschung.

Im Einzelnen liegt den Fragestellungen der vorliegenden Einführung ein Muster zugrunde, das sich aus der Dreiecksbeziehung zwischen dem *Militär*, der nichtmilitärischen *Gesellschaft* und dem *Krieg* ergibt. Die Pole dieses Dreiecks behandeln wir analytisch als eigenständige Größen, deren Wechselbeziehungen unterschiedliche Problemfelder darstellen, wie die folgende Liste zeigt:

Militär/zivile Gesellschaft. Die Frage nach dem Verhältnis von Militär und nichtmilitärischer Gesellschaft muss so gestellt werden, dass das Militär als »dauerhafte gesellschaftliche Veranstaltung« (Frevort 1997: 10), abgelöst vom Ernstfall des Krieges, in den Blick gerät. Allgemein ausgedrückt ist dieses Verhältnis in erster Linie von der Spannung zwischen der Angst vor einer drohenden »Militarisierung«

der Gesellschaft und der Hoffnung auf eine ›Zivilisierung‹ des Militärs geprägt. Hierher gehören Fragen nach der Besonderheit militärischer Professionsethiken und ihrer Durchlässigkeit für humanitäre, menschenrechtliche oder schlicht demokratische Prinzipien, Fragen nach der Rolle von Geschlechterverhältnissen innerhalb und außerhalb des Militärs, nach den Konvergenzen zwischen militärischer Tätigkeit und anderen Berufsfeldern, schließlich nach den Möglichkeiten einer Umwidmung von Streitkräften für quasi-polizeiliche Aufgaben, etwa im Rahmen internationaler Friedenssicherungsmaßnahmen in Krisenregionen.

Krieg/Militär. Wenngleich der Sinn jedes Militärs der Krieg ist, sind Militär und Krieg doch, analytisch gesehen, eigenständige Größen. Die Aufrechterhaltung muss von der Verwendung des Militärs unterschieden werden (vgl. Howard 1983: 102). Der Kalte Krieg hat zudem gezeigt, dass Feindverhältnisse regional so weit eingefroren werden können, dass nur noch ein nichtkämpfendes Militär übrig bleibt (vgl. Senghaas 2003). Konsequenterweise hat sich die westdeutsche Militärsoziologie nicht mit dem Krieg befasst, der mit gewissem Recht als zu vermeidender Atomkrieg und damit als das drohende Ende auch jedes Militärs gedacht wurde. Nach dem Ende des Kalten Krieges hat Charles Moskos (1992) die These vorgetragen, dass wir uns auf eine kriegslose Gesellschaft (*warless society*) zu bewegen könnten, ohne zu behaupten, dass damit auch das Militär automatisch verschwinde. Militärische Institutionen können auch ohne Krieg eine unbestimmte Zeit fortexistieren und die übrige Gesellschaft durchdringen. Auf der anderen Seite beobachten wir neue Formen des Krieges, die in dem Sinne entmilitarisiert sind, da in ihnen keine regulären Armeen mehr kämpfen, sondern Söldner, Berufskriminelle oder Kindersoldaten. Die Entmilitarisierung des Krieges äußert sich als Privatisierung kriegerischen Handelns.

Zivile Gesellschaft/Krieg. Jede Öffnung des Blickwinkels über die engere Militärsoziologie hinaus muss zudem berücksichtigen, dass es eigenständige Beziehungen zwischen Krieg und nichtmilitärischer Gesellschaft gibt. Hierzu gehört offensichtlich die Tatsache, dass Kriege die Zivilbevölkerung und zivile Institutionen in Mitleidenschaft ziehen. Die terroristischen Akte der letzten Jahre treiben diese Tendenz auf die Spitze, indem sie ausschließlich und gezielt wehrlose

Zivilisten unter Umgehung jeglicher Berührung mit dem Militär zu Opfern machen. Umgekehrt lässt sich ausgehend vom Vietnamkrieg bis hin zum Golfkrieg die Entwicklung eines historisch neuen Verhältnisses zwischen der Bevölkerung kriegführender Staaten und dem meist fernen Kriegsgeschehen beobachten, das durch die Massenmedien vermittelt und von einer gewissen Konsumhaltung geprägt wird. Michael Mann hat dafür die Formel vom »Militarismus als Zuschauersport« gefunden (Mann 2000: 42). Dieses Verhältnis ist freilich keineswegs immer unkritisch und lässt sich nicht beliebig mit den Instrumenten der klassischen Propaganda steuern. Zudem wirkt es auch in die Vergangenheit hinein. Fotografie und andere Medien dienen der Vergegenwärtigung vergangener Kriege und ihrer Schrecken in einer Weise, die für die gesellschaftliche Wahrnehmung militärischer Institutionen und ihrer spezifischen sozialen Ehre folgenreich ist.⁵

In allen diesen Beziehungen interessiert uns nicht nur der *Krieg der Militärs*, sondern eben auch der *Kampf der Zivilisten*, der wechselnde, teilweise paradoxe Gestalten annimmt. Wir befassen uns sowohl mit der historischen Opposition von Zivilisten gegen Militarismus und Krieg, als auch mit jenem Militarismus, der gerade unter Zivilisten seine größte Anhängerschaft fand. Ferner sind in humanitären Einsätzen kriegsrische Maßnahmen nicht nur im Namen, sondern auch unmittelbar zum Schutz von Zivilisten verwirklicht worden. Auffällig ist außerdem die zunehmende Einbettung der tatsächlich kämpfenden Truppen in eine immer komplexer werdende Umwelt aus öffentlichen und privaten Versorgungseinheiten und Reparaturdiensten mit Ingenieuren, Psychologen und Kommunikationsexperten, deren berufliches Selbstverständnis sich dem ihrer zivilen Kolleginnen und Kollegen annähert. Auch sprechen Anzeichen dafür, dass Werte von Zivilisten innerhalb des Militärs wichtiger werden. Schließlich sind es Zivilisten, die in zahlreichen Konflikten an die Stelle von militärisch ausgebildeten und disziplinierten Soldaten getreten sind und selbst kämpfen. Auch in der schwer zu beschreibenden Gruppe al-Qaida, die allen Christen und Juden den Krieg erklärt hat, spielen bekanntlich ehemalige saudische Bauunternehmer, ägyptische Ärzte und andere Zivilisten eine tragende Rolle.

Es ist wichtig zu sehen, dass für die Fragen, die in der skizzierten

Dreiecksbeziehung angesprochen werden, sehr unterschiedliche Antworten gefunden werden, je nachdem, mit welcher Zeit, und vor allem, mit welcher Nation wir uns beschäftigen. Dies mag ein weiterer Grund dafür sein, dass sich die Soziologie der ›Globalisierung‹, die mit der fortschreitenden Einebnung nationaler Differenzen rechnet, kaum der Erforschung militärischer Institutionen widmet. Im Unterschied hierzu werden wir uns immer wieder auch auf einzelne Länderbeispiele beziehen. Wir konzentrieren uns dabei auf das Militär in modernen Demokratien, und zwar in erster Linie auf die Streitkräfte der USA sowie auf die deutsche Bundeswehr. Gelegentlich findet auch die israelische Armee Beachtung. Den denkbaren Vorwurf eines einseitigen Augenmerks auf ›westliche‹ Streitkräfte nehmen wir in Kauf, da wir tatsächlich militärische Institutionen und Kriege in nichtwestlichen Regionen nur in dem Maße berücksichtigen, wie sich westliche Streitkräfte an ihnen in der Form von Interventionen oder Friedensmissionen beteiligen.⁶

Für die Konzentration auf die USA spricht zunächst, dass wir in militärischer Hinsicht tatsächlich in einer *monopolaren* Welt leben, in der andere Spieler nichtmilitärische Machtressourcen ins Spiel bringen müssen, um Einfluss zu gewinnen. Darüber hinaus repräsentieren die drei genannten Länder innerhalb der westlich geprägten Modernisierungszone unterschiedliche Typen und Aggregatzustände des Verhältnisses von Militär und Gesellschaft. So verfügen die USA über eine beispiellos hochgerüstete Berufarmee mit globaler Ausrichtung, die im Innern ein schwankendes, seit einiger Zeit jedoch erkennbar hohes Ansehen genießt. Deutschland kennzeichnet eine auch im Vergleich zu anderen europäischen Staaten unterfinanzierte Armee mit umstrittenen Traditionsbezügen und einem relativ geringen Ansehen in der zivilen Gesellschaft. Zudem wird in der Bundeswehr neuerdings offen der Helotenstatus⁷ der Bundeswehr im Verhältnis zur imperialen Republik der USA beklagt. Israel schließlich steht für den von zahlreichen Soziologen und Politikwissenschaftlern immer wieder herangezogenen Ausnahmefall einer von außen massiv bedrohten »zivilen Festung« (Eisenstadt 1985: 182) mit einer Bürgerarmee im Dauereinsatz, die über starke Traditionsbezüge und ein außerordentlich hohes Ansehen in der zivilen Gesellschaft verfügt.